Von allen Früchten dieses Gartens . . .

In den Schrebergärten qualmten die Kartoffelfeuer. Die klaren, schönen Tage über standen ringsum die Papierdrachen in der wenig bewegten Luft, und die langen Rauchfahnen trugen den beißend herben Geruch des verbrennenden Krautes weithin über Land. Ueppig hing der farbenfrohe Segen reifender Frucht an den Gartenstauden, sonnengelb und glühendrot; die Bäume bogen sich zu früchteschweren Girlanden, von den Bohnen zwischen roten und weißen Blüten die reifen Schoten, und über alles Grün war die volle Pracht herbstlicher Blumen ausgegossen, wie als dränge die Erde, noch vor Einbruch des Winters alles hervorzupreßen, was in ihr schlief.

Auf der Brettertafel, an der der nächtliche Wachdienst angeschlagen wurde, las Walter Bergerhoff heute seinen Namen für die Zeit von zwölf bis zwei. Eine lästige Zutat, dieses Wachegehn in tiefer Nacht; aber man mußte es in Kauf nehmen, wollte man nicht den ganzen Ertrag der Gärten an die verlieren, die gern da ernten, wo sie nicht gesät. Der Dienst ging reihum, und wen es traf, der hatte sich drein zu schicken.

Wenige Minuten vor Mitternacht betrat Walter das Gartengelände. Sein Vorgänger erwartete ihn bereits am Zugangstor. „Nichts Neues", rief er ihm von weitem entgegen, — „die Spitzbuben wissen Bescheid, daß hier nichts zu holen ist! — Aber frisch ist's, ich wollte, ich hätte einen wärmeren Rock bei mir gehabt! — Na, nun hab' ich's geschafft, jetzt hau' ich mich in die warme Falle und hole alles nach. — Gute Wacht, mein Lieber, und angenehme Ruh hinterher!" — Damit ging der andere, und Walter stand allein im sausenden Atem der Nacht.

Ein Wehen und Rauschen ging durch die langen Reihen der Hecken. Aus den Gräsern dampfte hier und da ein weißer Nebel auf und wogte unbestimmt und ungreifbar hin und her. Das Mondlicht, der Sternenhimmel ließen alle Farben in lilablauem und grünlichem Scheine ertrinken. Weit, weit spannte sich das sternbestreckte Gewölb des Himmels über ihm, die Brust ward ihm weit und frei davon; er lachte, da er über die Feldpfade schritt, der Tagessorgen und fühlte sich der Natur verbunden, wie nie zuvor.

Dann, da eine aufziehende Wolkenwand mit nächtlichem Dunkel seine Sinne schärfte, ging er flink und mit sicherem Blick durch sein weites Revier. Er sah die großen Blätter der Kohlköpfe wie steife Hügel stehn, die Bohnen an ihren Stangen sich winden, wie züngelnde Schlangen, die Georginen wie weiße Sterne aus dunklem Laube blinken. Dem eigenen Garten schon nahe, überdachte er mit Vergnügen den reichen Ertrag viel mühevoller Arbeit und überlegte soeben, was wohl morgen zuerst zu tun, was etwa im nächsten Jahre zu ändern und zu bessern sei — als ein Geräusch ihn plötzlich den Schritt verhalten und aufhorchen ließ. Ihm war, als hörte er ein heftiges Rupfen und Brechen im Gezweig eines Baumes oder Strauches. Als er schärfer hinlauschte, erkannte er schnell die Richtung, aus der das Geräusch kam. Sich vorsichtig heranpürschend, sah er eine Gestalt inmitten einer Bohnenpflanzung, die sich bückte, sich aufrichtete und wieder bückte. Ohne Zweifel — er hatte einen jener ungebetenen Gäste vor sich, die einheimsen, was andern gehört. Mit einem jähen Sprunge stand er auf einmal neben dem Fremden, packte ihn am Arme und rief:

„Wer hat Euch hier hereingelassen?!"

Walter hatte wohl mit einem heftigen Schrecken des überraschten Diebes gerechnet, nie aber gedacht, daß ein Mensch so völlig zur Bildsäule erstarren könne, wie es jetzt geschah. Der Mann vor ihm war wie gelähmt. Mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen stierte er ihn an. Seine Hände, die noch mit entwendetem Gute gefüllt waren, krampften sich fester darum, wie Krallen. Erst nach fast minutenlanger Starre lösten sich die Finger und die Bohnen fielen raschelnd zu Boden. Dann schlug der Dieb beide Hände vor's Gesicht, taumelte und wäre gestürzt, wenn nicht Walter ihn am Arme ergriffen hätte.

„Spielen Sie mir keine Komödie vor!", herrschte Walter ihn an. — „Sie wissen genau, daß Sie hier nichts zu suchen haben! Was haben Sie schon gepflückt?

Der andere wies schweigend, mit einer verlorenen Geste, auf einen Korb. Walter hob ihn auf und sah: Wenige Tomaten, ein paar Hände voll Bohnen, ein dutzend Kartoffel, eine Gurke, einige unreife Aepfel — das war alles. Eine rote Dahlie lag obenauf, eine einzige.

„Nun, da bin ich ja noch eben zeitig gekommen", lachte er. — „Das könnte Euch so passen, Eure Körbe hier füllen und sie morgen an den Haustüren verkaufen, he? — Warum redet Ihr nicht? — Tut gefälligst den Mund auf, bitte!"

Der andere sah ihn an, wie ein geprügelter Hund, mit zitternden Lippen, scheuen Augen, und sagte nichts. Im Sternenlicht sah Walter, wie es in seinen Zügen arbeitete. — „Preßt Euch keine Krokodilstränen heraus", sagte er, — „seid froh, wenn ich Euch nicht anzeige! Marsch, ausgeschüttet den Korb!" — Da der Fremde keine Hand rührte, griff er selber zu, kippte den Inhalt des Korbes auf den Weg und sagte: „Nun trollt Euch, Mann, und laßt Euch ja hier nicht wieder sehn! — Nun? Was noch?" — „Die Blume, Herr", sagte der Fremde. Er bückte sich nach der Dahlie, die unter den Früchten im Staube lag. — „Nur die Blume, bitte. Mein kleines Mädchen freut sich so sehr darauf. Sie ist nun so lang schon krank."

„Habt Ihr nur das eine?" fragte Walter und dachte seiner eigenen drei, die zu Hause wohlbehütet im Schlummer lagen. — „Wier", sagte der andere, — „aber das Mädel ist immerzu krank, zwei Jahre nun schon. — Bitte — denkt nicht, daß ich ein Dieb bin! Niemals hätt' ich was angerührt, was mir nicht gehört. Aber ich bin über ein Jahr arbeitslos, wovon soll ich's denn schaffen? Sechs Mäuler zu Haus, die wollen gestopft sein, Herr, da hab' ich gedacht, wenn ich hier einen Apfel nehm' und da eine Handvoll Bohnen, einen Kopf Rotkraut, das kann keine Sünde sein — es ist die Not, Herr, die nackte, pure Not. Die bringt den Menschen noch zu Schlimmerem, als das ist! — Es ist gut von Ihnen, daß Sie mich nicht anzeigen wollen, dann wär's ganz aus mit uns. Die Frau weiß doch nichts davon, sie brächte sich um, wenn sie's wüßte!"

Walter hatte schweigend zugehört. Jetzt, da er den Fremden genauer betrachtete, erkannte er wohl, daß er die Wahrheit sprach. Tief erschüttert sagte er plötzlich:

„Nehmt Euren Korb, Mann, und geht mit! Fünfzig Schritt weiter ist mein Garten. Da könnt Ihr ihn füllen bis obenhin. Kommt!" — Wortlos schritten die beiden Männer nebeneinander hin; Walter schloß die Heckenpforte auf und führte den Fremden bis zu einem Beet mit fruchtbehangenen Tomatenstauden. „Pflückt nur davon!", sagte er, „mittlerweile hol' ich Euch Aepfel herunter, ein paar Pflaumen für die Kinder — Blumen für das kranke Mädel könnt Ihr auch haben, ich schneide welche." — Und, während noch der Fremde wie zweifelnd vor sich sah, griff er wohlgemut in die tiefhängenden Zweige und brach von den Früchten ab, schnitt von den Löwenmäulchen, Astern und Gladiolen, wies dem andern den Kartoffelacker und suchte ein paar reife Schlangengurken unter den Blätterschirmen heraus. Dann, während er fröhlich den Korb füllen half, fuhr er fort:

„Denkt nicht, daß ich zu jemand davon spreche! Aber kommt morgen zu Mittag her! Bis dahin hab' ich dem Vorstand Bescheid gesagt, Ihr sollt sehn, jeden Tag kriegt Ihr dann was, mal bei dem, mal bei jenem. Und laßt es Euch gut bekommen Mann, und zieht Eure Kinder gut! Das ist die Hauptsache, daß sie lernen, wie einer für den andern zu stehen hat — und daß sie's gern tun!"

Danach, da die Zeit seiner Wache fast abgelaufen war, begleitete er den Fremden zu einer Tür in der Hecke; „wartet hier!", sagte er, „ich übergeb' die Wache noch, dann gehn wir zusammen. Für Euch allein ist der Korb zu schwer, — auch möchte jemand Euch anhalten und fragen, woher Ihr's habt."

Wenige Minuten später ging Walter neben dem Fremden der Stadt zu — keuchend unter der schweren Last des Korbes — und doch mit einem Herzen, so froh und leicht, wie seit langem nicht.

Von Gustav Halm, Köln.



Nummer 33. Sonntag, den 13. August 1933. 7. Jahrgang.

Nachdruck verboten.

Krankenwoche hat Herr Kaplan Löffelsend.

Gottesdienst-Ordnung.

Sonntag, den 13. August 1933.
10. Sonntag nach Pfingsten.
St. Quirin, Neuß.

6 Uhr hl. Messe. 7 Uhr hl. Messe. 8 Uhr hl. Messe mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion des Jung-K.K.V. Novesia. 9 Uhr Hochamt. 10¼ Uhr hl. Messe. 11¼ Uhr hl. Messe.
6 Uhr Andacht um Segen für die Feldfrüchte.

St. Sebastian.

½6 Uhr hl. Messe.
4½ Uhr Andacht mit Predigt für die Mitglieder des 3. Ordens.

Werktags.

St. Quirin.

Hl. Messen um 6, 7¼, 8 und 9 Uhr.

Donnerstag hl. Messen um 5, 7¼ und 9 Uhr, wegen der Wallfahrt nach Trier. Die hl. Messen um 6 und 8 Uhr fallen an diesem Tag aus.

Abends 8 Uhr Vorbereitungsvortrag für die Jungfrauen.

Samstag abend 8 Uhr Salveandacht.

✚

Wallfahrt zum hl. Rock nach Trier.

Der Sonderzug fährt um 6.04 Uhr ab, Trier an 10.08 Uhr, Rückfahrt Trier 18.59 Uhr, Neuß an 22.50 Uhr. Fahrkarten, Pilgerbuch und Abzeichen sind bis Montag im Kerzenhaus Oepen zu erhalten für 7,60 Mark. Kinder unter 10 Jahren zahlen 4.10 Mark, Kinder, die noch nicht zur hl. Kommunion gegangen sind, werden zur Wallfahrt nicht zugelassen.

Sonntagslesung.

Von dem vertrauten Umgang mit Jesus.

Ist Jesus in dir daheim, so ist alles gut und alles leicht. Ist er nicht bei dir, so ist alles bitter und hart. Suche deinen Trost bei ihm, denn ohne ihn ist alle andere Tröstung kraftlos. Aber ein einziges Wort aus seinem Munde bringt großen Trost ins Herz. Ist nicht Maria sogleich von der Stelle aufgestanden, wo sie weinte, als ihr Martha sagte: „Der Meister ist da und ruft dich?"

Wie töricht, dem göttlichen Heiland den Wohnsitz im Herzen kündigen und die Sünde darin Platz nehmen lassen! Wer hat in der Sünde je Frieden gefunden? Wer ohne Jesus lebt, der ist von allen Armen der Aermste.

Wenn du aber Jesum bei dir behalten willst, dann sei demütig und friedsam, andächtig und still. Du kannst ihn schnell vertreiben, du brauchst nur deinen ungeordneten Neigungen die Zügel schießen zu lassen und dich nach außen, anstatt in dein Inneres zu wenden.

Aus allen deinen lieben Freunden soll dir Jesus der Liebste sein. Auch sollst du nie die erste Rolle in einem Herzen das sich Gott geweiht hat, einnehmen wollen, noch als Priester oder Ordensschwester einem anderen Menschen diese Stelle in deinem Herzen einräumen. Sei lauter und rein in deinem Innern und laß dich von keinem Menschen gefangen nehmen. Du mußt dein Herz frei von aller unordentlichen Anhänglichkeit an die Geschöpfe machen, dann wirst du inne werden, wie süß der Herr ist.

Thomas von Kempen II, 8.

Wolle nicht, daß Menschenseelen
Dir als ihrem Götzen dienen,
Noch die deine einem andern
Geist allein in dir und ihnen.

Die schöne Ausstattung.

Ein berühmter Professor der Medizin, Dr. Talmage, redete seine Zuhörer im Kolleg folgendermaßen an: „Junge Männer, ihr habt kein Kapital, keine Ausstattung, um etwas anzufangen? Geht und leiht euch ein Buch aus der Bibliothek und lest, mit welch wunderbarem Mechanismus Gott euch ausstattete, indem er euch Hände, Füße, Augen und Ohren gab; geht und laßt es euch zeigen in einem Sezierzimmer; und dann begeht nie wieder die Gotteslästerung, zu sagen, daß ihr nichts besitzt. Nicht ausgestattet? Der ärmste Jüngling ist so ausgestattet, wie allein der Herr der Welten mit Aufgebot aller seiner Macht es zu tun vermochte.

Was dir zum Frieden dient.

Daß wir es doch klar erkennten, was uns zum Frieden dient. Wenn Gott uns den Weg zum Frieden, zum ewigen Glück deutlich vorgeschrieben, warum gehen wir ihn nicht? Und wenn wir es nicht einsehen könnten, wie und warum wir dieses Opfer und jene Pflicht übernehmen müssen, es soll genug sein, zu wissen, daß es sein muß, und dann ist es auch zu unserm Frieden. Sei nicht blind, glaube in allem an die Liebe deines Heilandes, bäume dich nie gegen ihn auf, indem du nicht einstehst. Verscherzen und versäumen wir unsern Frieden nicht.

Verantwortlich für die erste Seite das zuständige Pfarramt; für den übrigen Teil Karl Feßel, Köln.

Evangelium vom 10. Sonntag nach Pfingsten (Luk. 18, 9—14) In jener Zeit trug Jesus einigen, die sich für gerecht hielten und die übrigen verachteten, dieses Gleichnis vor: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten; der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stellte sich hin und betete bei sich: Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Räuber, Betrüger, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner da. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich besitze. Der Zöllner aber stand von ferne und wollte nicht einmal die Augen gen Himmel erheben; er schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig! — Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht. Denn jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.

Gerechte und Ungerechte

Wenn vom Pharisäer die Rede ist, denken wir meist an andere, nie oder doch nur ganz aus der Ferne an uns selbst; und beweisen gerade dadurch, daß wir echte Pharisäer sind. Der Pharisäismus ist ja eine Krankheit, die sich nicht auf das Judentum beschränkt.

Wenn wir das aber behaupten, so wollen wir damit durchaus nicht sagen, daß es sehr leicht sei, zu beschreiben, worin diese Krankheit denn nun eigentlich besteht.

Soviel scheint allerdings festzustehen, daß sie in erster Linie die Frommen befällt, oder vielleicht diejenigen, welche gern fromm sein möchten, dahin aber den falschen Weg einschlagen. Zum Pharisäer gehört der Zöllner wie der Blitz zum Donner oder wie das Wasser zum Schwimmer. Wenn der Schwimmer nicht das Wasser mit den Füßen zurücktritt und mit den Händen hinter sich stößt, bleibt er nicht oben und kommt er nicht vorwärts. So hat der Pharisäer den Schlechten nötig, um sich selbst als Guten zu fühlen. Trifft er aber auf einen Guten, nun, so macht er ihn solange vor sich selber schlecht, bis er seine eigne Ueberlegenheit wieder spürt. Dieses Gefühl ist zwar eine arge Selbsttäuschung. Aber er hat sie notwendig, um sich wieder im Leben sicher zu fühlen. Es wäre ihm unerträglich, sich beim lieben Gott mit dem zweiten Platz zufrieden geben zu sollen. Bedauern wir ihn! Denn er ist nicht einmal wie ein Schwimmer, der durch rücksichtslose Stöße wenigstens wirklich weiterkommt, sondern wie ein Mann, der in den Sumpf geraten ist und durch all sein Stampfen und Treten weiter nichts erreicht, als daß er immer tiefer in den Sumpf hineingerät.

Worin liegt nun die Schwierigkeit, die Krankheit des Pharisäismus richtig zu bestimmen? Was ja notwendig ist, um sich vor ihr zu hüten!

Diese Schwierigkeit entsteht dadurch, daß auch der Pharisäismus ein Gutes in sich enthält. Nur, daß er dieses Gute verzerrt und dadurch in das Gegenteil verkehrt — die Art und Weise übrigens, auf der die meisten Sünden und Laster entstehen.

Gott der Herr hat die Menschen auf den Vergleich, auf den Wettbewerb eingerichtet. Das Gute an sich ist uns unsichtbar. Wir sehen es immer nur in der Verkörperung an andern und fühlen uns zugleich angetrieben, es nicht nur zu erreichen, sondern auch zu übertreffen. Auf diesem Trieb beruhen nicht nur die fabelhaften Steigerungen körperlicher Leistungen, die wir im heutigen Sport bewundern, sondern auch viel wichtigere und wertvollere Fortschritte menschlicher Leistungen, ja letzten Endes unsere ganze Zivilisation und Kultur. Nimm den Ehrgeiz und den Wettbewerb aus der Welt, und du legst den natürlichen Motor still, der sie treibt!

Was aber dem Christen, der es ernst mit seiner Sache nimmt, bisweilen noch mehr Kopfschmerzen macht, ist Folgendes:

Wir haben die Pflicht unbestechlicher Wahrhaftigkeit. Wir dürfen das Gute nicht böse nennen. Wir dürfen aber ebensowenig das Böse gut nennen. Es wäre eine übel angebrachte Rücksichtnahme, wenn wir das Böse deshalb zudecken, übersehen oder gar zum Guten umfälschen wollten, weil ein anderer es begeht, oder weil man uns sonst für Pharisäer und Uebergerechte halten könnte. Ja, der Schritt von wahrer Demut zur Feigheit oder wenigstens zur Schwäche ist gar nicht so lang! Und so bewegt sich der gewissenhafte Christ auf einem sehr schmalen Grat, wenn er immer das Rechte treffen und weder nach der einen, noch nach der andern Seite anstoßen will. Die Gabe der Klugheit und der Unterscheidung ist ihm hier, wie überall, von größter Wichtigkeit.

Die Pharisäer fürchteten die Römer und deshalb mußte Jesus sterben. „Die Römer werden kommen und unser Land und Volk wegnehmen." Darum „ist es besser, daß ein Mensch für das Volk stirbt, als daß das ganze Volk zugrunde geht". Man lese die ganze Verhandlung nach, die vor dem Hohen Rate stattfand (Joh. 11, 47—53)!

Jesus starb. Das Volk ging dennoch zugrunde. Ein Wald von Kreuzen umgab 40 Jahre später die Stadt. An ihnen hingen die Kinder jener Mörder, die geglaubt hatten, Gottes Sache mit einer Ungerechtigkeit unter die Arme greifen zu müssen.

„Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer!" Das ist deshalb die immer wiederholte Mahnung Jesu an seine Jünger. — Vor dem ungetarnten Bösen hat jeder Mensch einen natürlichen Abscheu. Das Böse im Mantel der Gerechtigkeit erkennen nur wenige. Die Bosheit des Bösen täuscht andere. Aber die Bosheit des „Gerechten" täuscht sich selbst. Und diese Täuschung ist die Schlimmere. Der Zöllner kommt zur Buße und wird gerechtfertigt. Der Pharisäer glaubt die Buße nicht notwendig zu haben und geht meist verloren. „Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer!"

Wie dein Sonntag, so dein Sterbetag.

In welcher Verfassung wir einmal den entscheidenden Schritt tun werden von diesem zum anderen Leben, das wird wesentlich bestimmt sein von der Art, wie wir im Leben unsere Sonn- und Feiertage zu feiern gewohnt sind. Und auch jetzt schon gibt der gut verlebte Sonntag der Woche eine höhere Weihe und einen besonderen Segen und dem ganzen Leben eine Befriedigung, die jener entbehrt, der den Sonntag nicht heilig hält. In Dresden wurde Samstags abends ein Klavierstimmer für Sonntag zu einer Gräfin bestellt, deren Flügel zu stimmen. Er erwiderte: „Ich kann erst am Montag kommen." „Warum sind Sie gestern nicht gekommen?" fragte die Gräfin sehr ungnädig am Montag früh. „Gestern hatte ich Dienst bei dem, der gesagt hat, man solle den Sonntag heiligen." „So?" erwiderte die Gräfin und machte ein Gesicht, als habe man ihr etwas ganz Neues gesagt. Aber es verging von da an kein Sonntag mehr, an dem der Klavierstimmer die Gräfin nicht in der Kirche gesehen hätte. Eines Tages drückte sie ihm dankbar die Hand und sagte: „Nun weiß ich, warum Sie so treu zur Kirche gehen."

L. W.

Toskana und Florenz

Von Felix Timmermans. Berechtigte Uebertragung von Dr. Karl Jacobs

Der Zug rollt durch das liebliche Toskanerland.

Hohe, blaue Berge, von noch höheren überkrönt, zeichnen eine melodische Wellenlinie an den grauen Himmel und betupfen ihn mit ambergelben Lichtflecken. Weinberge grünen an den Hängen. Hoch droben hockt eine rotbedachte Kapelle, von einem Haufen weißer Häuser, die wie Würfel aussehen, umringt. Grelle Wege laufen die Berge hinan. Schafe grasen. Einsam träumen Zypressen, äugen über die hellen Mauern eines Klosters oder führen, hintereinandergereiht, in düsterer Allee zu einem Landhaus mit Regenschirmbäumen. Unter grauen Olivengärten schäumt ein Fluß.

Plötzlich tauchen wir in einen Tunnel. Neue Fernsichten eröffnen sich. Berge, an denen Häuser kleben, darüber Zacken, auf denen alter Schnee grau im Nebel schimmert. Wieder Tunnels und neue Berge. Wir steigen, steigen, bis uns der Tunnel plötzlich wie im Triumph hoch über einem endlosen, flachen Tal ausspeit, das sich viele hundert Meter unter uns dehnt. Sorglos wie Würfel scheinen die Häuser hineingeschüttelt zu sein. Es überwältigt durch seine Weite. Jenseits beginnen die Berge von neuem. Wir fahren wieder talwärts, und der schäumende Arno unter uns versucht beizubleiben. Ich denke an Pieter Breughel, der vor vierhundert Jahren durch dieses Land zog. Wir hängen jetzt wie eine schwarze Schlange am Hang, streckenweise entlang kriechend, dann wieder mitten hindurch. Wir bohren uns in die Fernen. Sie fliegen vorbei. Das Auge kann nicht alles fassen. Wir jubeln und staunen, daß wir so weit vorgedrungen sind. Breughel hat diese endlosen Berge und Täler zu Fuß abgetrabt. Wieviel Geduld, welche Besessenheit muß in dem Bauernburschen gesteckt haben!

Drüben liegt Florenz. Der Zug hält an, als wolle er es uns schon von ferne zeigen. Ueber schwarzen Zypressenwipfeln liegt es in einem blauen Bergkessel. Viele, viele Häuser, über denen die mächtige, rote Kuppel des Domes aufschwillt und die Zähne einer mächtigen Burg aufragen, des Palazzo Vecchio.

Florenz! Das bedeutet: Stadt der Genies, der Maler und Dichter! Eine geniale Stadt! Brügge kann man betrachten und wie ein Gemälde genießen, ohne etwas von seiner Geschichte zu wissen. Ebenso Venedig, Mecheln oder Antwerpen. Aber Florenz kann man nur in seinen großen Männern erleben; denn sie sind Florenz, und die Stadt ist groß durch sie. Ihre Taten machen Reiz und Zauber von Florenz aus. Seht ihr die daherschreiten! Voran Dante, der düstere, feurige Prometheus des Mittelalters! Fra Angelico, ein Engel, der herniederstieg, um auf Klosterwände den Himmel zu malen. Savonarola ist eine tückische, verzehrende Flamme. Und ihnen folgen der ebenmäßige Donatello, der große Lionardo mit dem Gott-Vater-Schädel, der frühlingzarte Botticelli, Benvenuto Cellini, der Titan Michelangelo, der klare Giotto, Benozzo-Gozzoli mit seiner süßen Musik, die glänzende Familie der Medici und viele mehr.

Florenz ist das Juwelenkästchen der Menschheit. Es sind darin die kostbarsten Edelsteine ihres Geistes aufgehoben.

Jahre lang habe ich Abbildungen seiner Kunstwerke studiert. Sie waren die Freude meiner Jugend. Von hier aus lief ein Regenbogen der Sehnsucht zu diesen Werken. Trotzdem werde ich sie mir jetzt nicht ansehen. Ich habe wenig Zeit. Es würde mich ärgern, sie nur oberflächlich betrachten zu können. Deshalb picke ich nur einen heraus, Fra Angelico. Ich will das Werk des Englischen sehen. Aber es war bereits zu spät, als wir in Florenz ankamen. Also Geduld bis morgen! Jetzt (da unsere Koffer auf das Zimmer gebracht und unsere Hände rein gewaschen sind) zum Dom!

Schon auf dem Markt kommen wir nicht mehr voran. Wir sehen und sehen. Da ragt die mächtige Burg, der Quaderbau des Palazzo Vecchio auf, wuchtig und überwältigend. Aus den schweren Zinnen schießt ein schlanker Turm empor, der wieder auf Zinnen wie auf vielen Fingerspitzen ein Glockenhaus trägt.

Unten auf dem großen Platz, der klein erscheint unter diesem steinernen Ungeheuer, ist ein Freilichtmuseum von froschnackten Marmor- und Bronzestatuen. Sie stehen teils auf der Freitreppe zur Burg, neben einem Springbrunnen mit zu kurzem Neptun. Andere haben sich in einer Galerie mit zierlichen Säulen versammelt. Es ist ein Wettstreit der Gewalt; denn es stehen da beisammen der David von Michelangelo, Benvenutos Perseus, Medusens abgeschnittenes Haupt darbietend, Judith, die Holofernes einen Kopf kleiner macht, ein Römer mit geraubtem Sabinermädchen, ein Herkules, der einen muskulösen Körper an seinem noch muskulöseren plattdrückt und ähnliche Dinge.

Die schönen Linien und Formen stehen hier schlicht und bloß, wie eine gewöhnliche Straßenlaterne in Regen und Wind, vor jedermanns Augen und werden teils lässig, teils bewundernd angestaunt.

Wir schlängeln uns durch enge Straßen, die immer neue Durchblicke auf Paläste und Kirchen freigeben. Endlich stehen wir vor dem Dom!

In einem sinnvollen Spiel weißer, dunkler und roter Marmorblöcke sind die weiten Mauern und die zierlich strenge Fassade mit den Bronzetoren aufgebaut. Aus einem Mamorhorizont von Weiß, Schwarz und Rosa erhebt sich die riesenhafte Kuppel, wie ein rotes Herz, das hoch über die Stadt emporschwillt. Man sinkt zusammen vor Ehrfurcht. Einige Meter von der Kirche entfernt reckt sich der schlanke, viereckige, rosa-weiß-schwarze Glockenturm auf. Er steht da wie eine geschmückte, von frommer Hand niedergesetzte Maiterze. Ein Gebet in Marmor!

Auch die Kirche ist bereits geschlossen. Aber gegenüber gibt es die kostbare, runde Taufkapelle, das „Battistero" zu bewundern. Es steht wohl verwahrt hinter einem Eisengitter. Man sieht das berühmte Bronzetor, die Paradiespforte. (Sie könnte es fast wirklich sein. So schön ist sie.) In einer Früchte- und Blumengirlande aus Marmor dunkelt sie schwarzgrün mit kupferglänzenden Spitzen. Jedes Tor ist von einem Hochrelief mit Heiligen eingefaßt, jedes hat fünf Flächen übereinander, die mit Genesistafeln ausgefüllt sind.

Was unter Glas oder wie Trauben in Watte liegen müßte, steht hier auf den Straßen. Italien ist ein Freilichtmuseum.

Da Wasser anzieht, befinden wir uns nach einer Weile auf der alten Arnobrücke. Der Abend senkt sich über die Stadt, die wie eine Muschel summt von Straßenbahnen, Autos und anderem Lärm. Darüber ruht das rote Herz des Domes. Samten läutet eine Abendglocke, und hier unter uns fließt das bleiche Wasser des Arno. In jenen Häusern, die an Steinbögen über dem Wasser hängen, wird ein Licht angezündet. Auch in den kaum sichtbaren Bergen flammen verstreute Lichter auf.

Wie das Gemälde zeigt, begegnete Dante auf dieser Brücke seiner Beatrice. Und süßer quälte ihn die Melodie der Liebe. Ein paradiesischer Frühling umduftete ihn.

Ich lese einige Abschnitte aus der Vita nuova. Es ist flüsternde Stille. „Schön", sagt meine Begleiterin seufzend. „Schön" antwortet es.

Wir betrachten den Abendhimmel. Aus einem Wolkenriß blinken zwei Sterne.

Eines Lebens Lied.

Aus weißer Knospe in den Nebelfeldern stieg das Licht,
und liliengleich blühte in Sonne es empor.
Und hoch und höher rankte seine Stärke
und ruhte nicht,
bis es sich selbst und all sein Sehnen in Gott verlor

Margarete Buschbäter.

Mariä Himmelfahrt

Der Tag war müde und hatte sich in die Blumengärten schlafen gelegt. Der Abendwind erhob sich und begann, der Erde das Schlummerlied zu singen. Alles, was noch nicht schlief, wiegte er leise ein.

Um ein graues Grabgewölbe, das in einem einsamen Garten lag, ging er behutsam, lauschend. Er war lange draußen auf der See gewesen und nun, da er wiederkam, fand er es verschlossen. Wen mochte man derweilen darin gebettet haben? Er ging in das Blattwerk einer Palme, die an der Gruft stand und sann. Gleich, in der beginnenden Abendkühle, würden gewiß die, welche die Tote hier begruben und um sie trauerten, zur Grabstätte kommen, sie öffnen und bei der Leiche klagen. War es ein Kind, das im See ertrunken, eine Jungfrau, die das Fieber verbrannt hatte? Oder ein Mann, den der Schlag gerührt und mitten aus seiner Tätigkeit gerissen, oder eine Greisin, die das Leben müde und willig in Jehovas Hand zurückgegeben hatte? Unter diesen Gedanken hatte er sich tief ins Blattwerk der Palme gelehnt und war bald eingeschlafen. Da erwachte er plötzlich von einer starken Stimme, die aus dem Grabgewölbe kam: „Erwache — erwache!"

Dann hörte er eine Frage, einen unterdrückten Freudenruf und wieder von jener Stimme die Worte:

„Dein Leib sei frei von der Verwesung Keim; steh auf! Es ruft dein Sohn dich heim."

Ein durchdringendes, weißes Licht legte sich um das dunkle Gewölbe. Der Abendwind sah hindurch auf dem Stein eine Frau liegen. Ueber dieselbe gebeugt stand eine weiße Gestalt, hoch, ehrfurchtgebietend. Wo sie stand, floß ein breiter silberner Lichtstrahl über den Boden. Er berührte leicht die Schulter der Frau, und sie erhob sich und schlug die Augen auf. Er faßte die dunkle Decke des Gewölbes. Sie öffnete sich, und das Mondlicht flutete silbern hinein. Da breitete die Frau auf dem Grabstein weit die Arme aus. Der Nachtwind flog aus dem Palmgezweig und umfing sie mit sanften Schwingen. Der Himmel ward hell und blau wie das unergründliche Meer, die Blümlein erwachten aus dem Schlafe und die Vögel aus erstem Nachttraum. Süßer Wohlgeruch und leises Singen begannen die Luft zu füllen. Die Sterne erglühten in vollem Licht und schlugen ihre goldenen Tore auf; der Himmel öffnete sich, und zehntausend Engel neigten ihr Gesicht, die Frau zu empfangen, die ihre Königin war. Sie aber breitete die Arme aus, ihrem Kinde entgegen, das ihr durch Schmerz und Tod vorausgegangen war, und ging still ein in das ewige Licht.

A. S.

Der heilige Franz Solano

Als Philipp II. von Spanien den Versuch machen wollte, die Indianer in Peru zum Christentum zu bekehren, meldete sich auch der Franziskanermönch Franz Solano. Das hatte er sich schon immer gewünscht: voll glühender Begeisterung unter die Heiden treten und ihnen von Christus erzählen zu dürfen.

Am 15. August 1582 fuhr das Schiff ab, nach Amerika. Das war damals eine lange und schwierige Reise, und es gehörte schon Mut dazu, eine solche Fahrt anzutreten. Mit Franz hatten sich noch andere Priester an Bord eingefunden und außerdem eine Menge reicher und armer Leute, welche die mannigfaltigsten Wünsche in das Wunderland trieb. Auch eine Schar von hundert Negern sollte die Fahrt mitmachen; man wollte mit ihrer Hilfe eine Strecke Landes in Amerika roden.

Nach drei Wochen Fahrt verfehlte das Schiff seinen Kurs. Der Kapitän hatte einen Fehler gemacht. Die Reisenden murrten. Man wollte endlich an Land. Die Seeleute waren ratlos. Bald mußten die Lebensmittel ausgehen. Was sollte man dann machen? Plötzlich entdeckte man Land. Doch es war nur eine kleine, steinige, unfruchtbare Insel. Kein Mensch konnte auf ihr leben. Es blieb nichts anders übrig, als wieder weiterzufahren, und zu versuchen, fruchtbares Land zu finden. Doch als an den nächsten Tagen sich nichts zeigte, faßte die Leute Verzweiflung. Die Lebensmittel waren zu Ende. Man drohte dem Kapitän und den Seeleuten.

Nur Franz blieb ruhig und die Priester, die um ihn waren. Das ärgerte die andern. Sie wollten, daß die Priester mitmeuterten, und

sie meinten, dann sei das Verbrechen vielleicht nicht so schlimm. Doch Franz wies alle Versuchungen ab.

Es war einer unter den Reisenden, der kannte Franz und sein heiligmäßiges Leben. Der erzählte den andern: „Das ist ein Heiliger! Gott ist mit ihm! Ich kenne auch seine Eltern, sie sind reich; und doch ist Franz ein armer Mönch im Orden des heiligen Franziskus von Assisi geworden. Als vor einigen Jahren die große Pest in unserm Land wütete, hat er die Kranken gepflegt, ohne Furcht für sein Leben. Auch ihn befiel die Krankheit; er lag schon zu Tode darnieder; aber Gott verschonte ihn. Als er wieder geheilt war, pflegte er die Kranken mit demselben Eifer wie vorher, bis das Uebel gänzlich im Lande geschwunden war. Er hat auch viele Verbrecher durch die Macht seines Wortes zu Gott zurückgeführt und ist nun unterwegs, die Indianer in Peru zu bekehren . . .!"

Als die andern das gehört hatten, meinten sie: in ihrer Torheit, Franz könne sie erretten. Sie kamen zu ihm und sagten, da er ja ein Liebling Gottes sei, möge er den Herrn doch bitten, daß er sie wieder auf den rechten Weg weise. Franz lächelte und sagte, er sei nur ein schwacher Mensch; er könne doch von Gott nichts verlangen; er könne nur beten, und das müßten sie auch tun; denn wichtiger als der Leib, der ja doch dem Tode verfallen sei, müsse ihnen doch ihre unsterbliche Seele sein! Da lachten viele ihn aus, und einige fluchten sogar laut auf Gott. Aber es waren auch welche da, die sich ihm nun anschlossen, die er durch die Macht seiner Worte überzeugt hatte. Die Neger, die noch keine Christen waren, unterrichtete er im christlichen Glauben, und viele ließen sich auch taufen.

Die Hungersnot wurde bald unerträglich. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Eines Nachts erschütterte ein gewaltiger Stoß das ganze Schiff. Man war wider ein Riff gefahren. Das Fahrzeug war leck. Das Wasser drang hinein. Eine große Aufregung bemächtigte sich aller. Man warf allen Ballast über Bord, und die Schiffsleute taten alles, das Leck auszustopfen, aber es war vergebens.

Da sammelte Franz die Reisenden, die noch nicht an Gott verzweifelten, an den Bug des Schiffes. Ein großer Sturm hatte begonnen; die Wellen schlugen gegen den Schiffsleib, daß es krachte. Zudem war die Nacht ganz finster, und alle Augenblicke glaubte man, jetzt sei alles vorbei.

Aber Franz hieß die Reisenden beten. Und dann sprach er zu ihnen. Er wollte ihnen den Glauben wiedergeben und ihnen sagen, wie sinnlos doch ihre Angst um das irdische Leben sei. Und viele auch stärkte er.

Die andern aber, die Verzweifelten, standen am Heck und stießen wilde Verwünschungen aus. Manche lachten über das Gebet der andern: man sehe ja, es helfe doch nichts! Andere wieder sangen in ihrer Verzweiflung wilde Lieder; sie meinten, nun, wo doch alles verloren sei, hätten sie nichts mehr zu verlieren.

Auf einmal, mit einem großen Getöse, barst das Schiff mitten entzwei. Und da geschah es, daß der Teil, auf dem die Gottverzweifelten gestanden hatten, sofort unterging. Der andre Teil des Schiffes aber hielt sich, und keiner wußte, wie das zuging, da doch das Wasser überall eindringen konnte. Franz aber und die Seinen beteten mehr denn je.

Man nahm ein Wachslicht, zündete es während der Nacht an und hing es an die höchste Stelle des Wrackes auf. Es geschah, daß sie nach drei Tagen und drei Nächten in die Nähe von Land getrieben wurden. Vom Land aus erblickte man fern das Licht und sandte Rettungsboote aus, die Schiffbrüchigen zu retten. Franz blieb, bis alle andern gerettet waren. Er verließ als Letzter das Wrack. Kaum hatte er das Rettungsboot betreten, als der Schiffsrest plötzlich versank. Da wußten alle, daß nur die Gnade Gottes durch Franz sie vom Tode gerettet hatte . . .

Noch will ich kurz vom wundersamen Tod des heiligen Franz Solano erzählen. Als er im Sterben lag — so erzählt man sich — und seine Mitbrüder am Lager knieten und die Todespsalmen sangen, kamen auf einmal ganz viele wundersame Vögel, die setzten sich in das Fenster und sangen, — sangen so schön, wie man noch nie hatte Vögel singen hören. Franz hatte das Kreuz in Händen und lächelte. Er lächelte noch, als er schon lange tot war. Auch sein Körper verfiel nicht; im Gegenteil: die Haut wurde auf einmal glänzend weiß, und auch die Augen blickten noch so frisch wie im Leben; und erst, als man seine Hand nahm, fühlte man, daß der Tod schon über ihn gekommen war . . .

H. Kr.

Sonntagsangen

Und ist auch die Welt voll Kampf und Sorgen:
der schwarzesten Nacht folgt immer ein Morgen.
Und jeder Lenz bringt neues Hoffen,
wie schwer auch Winterleid uns getroffen.

Noch lacht am Himmel die wärmende Sonne,
noch singen die Vögel ihr Lied voll Wonne;
noch spielt und harft in den Bäumen der Wind,
noch blühen Blumen, auch dir, mein Kind.

Und jeder Tag bringt neue Freuden
als Trost für große und kleine Leiden,
man muß es nur fröhlichen Herzens verstehn
und die Welt mit Sonntagsaugen sehn. K. L.

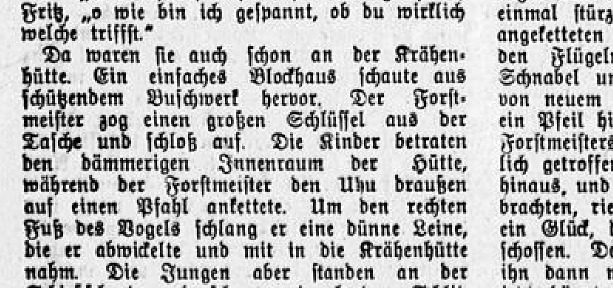
Ein Besuch auf der Krähenhütte

„Freund Uhu", rief der Forstmeister lachend, „es gibt Arbeit für dich." Mit der Hand, über die er den Lederhandschuh gestreift hatte, griff er in den Käfig, und faßte den großen Vogel bei den Beinen. Der Uhu fauchte böse, aber er ließ es sich gefallen. Dann schlang der Forstmeister ihm eine kleine Kette um die Füße und setzte den Vogel auf seinen Arm. Mürrisch blieb der Uhu da sitzen und blinzelte in die Sonne. „Seht ihr", sagte der Forstmeister zu den Kindern, „der Uhu ist das Tageslicht nicht gewöhnt. Deshalb sitzt er immer so traurig im Käfig und macht so ein finsteres Gesicht. Alle Vögel können ihn nicht leiden, weil er niemals froh ist. Deshalb geht er nur nachts auf die Jagd. Ein böser Raubgeselle ist der Uhu. Er überfällt in der Dunkelheit die großen und kleinen Vögel und frißt sie mit Haut und Haar auf." „Warum nehmen wir den Uhu denn jetzt mit", fragte Hans. „Das ist doch einfach zu verstehen", sagte der Forstmeister darauf, „wenn die Vögel, die wir auf der Krähenhütte schießen wollen, den verhaßten Uhu sehen, fliegen sie herbei und wollen sich auf den Räuber stürzen. Und dann schieße ich von der Hütte aus die schädlichen Vögel ab." „Der Uhu ist also unser Lockvogel", rief Fritz, „o wie bin ich gespannt, ob du wirklich welche triffst."

Da waren sie auch schon an der Krähenhütte. Ein einfaches Blockhaus schaute aus schützendem Buschwerk hervor. Der Forstmeister zog einen großen Schlüssel aus der Tasche und schloß auf. Die Kinder betraten den dämmerigen Innenraum der Hütte, während der Forstmeister den Uhu draußen auf einen Pfahl ankettete. Um den rechten Fuß des Vogels schlang er eine dünne Leine, die er abwickelte und mit in die Krähenhütte nahm. Die Jungen aber standen an der Schießscharte und schauten durch den Schlitz gespannt zu dem Uhu auf dem Pfahl hinüber.

Der Forstmeister lud sein Gewehr mit Vogelschrot und wartete. Der Uhu draußen saß ganz still. Er schien zu schlafen. Jedenfalls konnte man ihm ansehen, daß es ihm gar nicht behagte, so mitten in der Sonne zu sitzen. Lange Zeit ließ sich in der Luft kein Vogel sehen. Da zog der Forstmeister leicht an der dünnen Leine. Der Uhu schlug erschreckt mit den Flügeln und konnte sich gar nicht mehr beruhigen. Auf einmal wurde er noch unruhiger. Er hüpfte von einem Fuß auf den anderen und drehte den Kopf ängstlich in die Luft. Aha, da flatterte mit wildem Gekrächz ein schwarzer Krähenschwarm herbei. Hui, wie stürzten sich die Krähen aus der Luft und hackten mit ihren Schnäbeln auf den armen Uhu los. Rasch legte in der Hütte der Forstmeister sein Gewehr an, bum, krachten zwei Schüsse. Die Jungen liefen hinaus. Da fanden sie neben dem Uhu zwei Krähen am Boden. Rasch trugen sie die toten Vögel in die Hütte. Der Uhu hatte sich inzwischen wieder beruhigt. Aber auf einmal fauchte er und geriet von neuem in große Unruhe. Die Jungen schauten in die Höhe, um die Ursache festzustellen. Da kreiste in der Luft über dem Uhu ein großer Raubvogel. Immer enger und enger zog er seine Kreise, und auf einmal stürzte er sich wie der Blitz auf den angeketteten Uhu hinab. Der Uhu schlug mit den Flügeln und hackte mit dem scharfen Schnabel um sich. Aber der Raubvogel stieg von neuem in die Luft und stieß wieder wie ein Pfeil hinab. Da krachte die Büchse des Forstmeisters, und der Angreifer flatterte tödlich getroffen zu Boden. Die Jungen liefen hinaus, und als sie den Raubvogel in die Hütte brachten, rief der Forstmeister erfreut: „Welch ein Glück, da habe ich einen Baumfalken geschossen. Den lasse ich ausstopfen. Ihr könnt ihn dann mit in die Schule nehmen." Und jetzt hängt der ausgestopfte Falke in unserer Klasse an der Wand.

A. v. D.



Die Enten schnattern:
Soldaten kommen, Soldaten kommen!
Der Enterich ruft:
Sackerlot, Sackerlot!
Der Hund bellt: Wo? wo? wo?
Die Katze sagt:
Von Bernau, von Bernau!
Der Hahn kräht:
Kikeriki.

Volksgut.



Nr. 33 Köln, den 13. August 1933 Nr. 33



Krautweihe

Duftende Kräuter aus Feld und Flur
suchten wir, wandelnd auf deiner Spur,
wohin dein jungfräulicher Fuß einst nur trat
keimte und sproßte die herrlichste Saat,
Maria!

Da wuchs auf den Halmen das heilige Brot,
da grünten die Almen, da gab's keine Not.
Da blühten Blumen in leuchtender Pracht,
da fiel der Tau bei sinkender Nacht.
Maria!

Einmal im Jahre, o welches Glück,
kehrst du, Hochheilige, zur Erde zurück,
und wandelst segnend durch Feld und Au,
das ist der Tag unsrer lieben Frau
Maria. F. B.

Die Schließung von Kirchen ist nur zu oft eine den Kindern zufallende Aufgabe. Diese gehen von Tür zu Tür und sammeln die für ihren Zweck nötigen Unterschriften. „In Alma-Ata" so schreibt Djangazi, wurde die Kathedrale geschlossen. Und wessen Werk war dies? Das unserer Kinder!"

Der Genosse Duduchkina aus Zlatrust im Ural erklärt: „Sechs Kirchen gibt es in unserer Stadt. Die Schüler gingen von Haus zu Haus, um Unterschriften in ihre Listen eintragen zu lassen und so die Schließung der Kirchen zu beantragen. Der Erfolg blieb nicht aus: Alle Kirchen bis auf eine einzige wurden geschlossen.

Doch nicht allein auf das eigene Land beschränkt sich die Propagandatätigkeit der jugendlichen Gottlosen. Mit seltener Nachdrücklichkeit werben sie auch im Auslande für ihre Ideen, indem sie mit der Jugend anderer Länder in Briefwechsel treten. In leitenden Kreisen der Bolschewiken wird dieser Auslandswerbung hohe Bedeutung beigemessen. In München hat schon vor langer Zeit die katholische Schulorganisation gegen die Kulturschande Protest eingelegt und die Regierung ersucht, derartigen Briefwechsel zu verbieten.

Es heißt auf der Hut sein! Die Gottlosenbewegung Sowjetrußlands zwingt uns zu heilsamen Erwägungen. Alle Katholiken müssen wahrhaft apostolischen Geist in sich zur Entfaltung bringen. Um der Gottlosen- und Klassenkampfpropaganda wirksam begegnen zu können, darf man sich nicht allein auf die Verteidigung beschränken. Im Gegenteil, wir müssen mutig zum Angriff übergehen, indem wir Tag um Tag in aller Welt mit ständig wachsender Kraft das reine Gesetz des Evangeliums verkünden: Die Liebe zu Gott und zum Nächsten.

Von Pierre de Grisenon, bearbeitet v. Dr. Wilh. Tholen.

Kleid und Glaube

Von Maria Homscheid.

Sie sagten von ihm (Mark. 1, 21—22): „Er lehrt wie einer, der Macht hat, und nicht wie die Schriftgelehrten."

Sie nannten ihn Herr.

Sie nannten ihn Rabbi, Meister, obwohl er nicht die prunkenden Gewänder der Schriftgelehrten trug, nicht den vornehmen Mantel mit den überlangen Quasten an den vier Zipfeln, nicht den kostbaren Gürtel und nicht den auffällig breiten Gebetsriemen gebrauchte.

Das ja war die Kleidung, die er rügte (Mark. 12, 38—39) zusamt dem Stolz und dem Dünkel ihrer Träger: „Hütet euch vor den Schriftgelehrten, die gern in langen Kleidern (mit Schleppen) einhergehen und auf den Plätzen gegrüßt sein wollen, die gern in den Synagogen obenan sitzen und bei Gastmählern die ersten Plätze suchen. Die der Witwen Häuser verschlingen unter dem Vorwand langer Gebete: über diese wird ein schweres Gericht ergehen! Nein, die Gewandung der Stolzen und Vornehmen trug der Herr nicht.

Er ging umher unter seinem Volk im schlichten Gewand eines einfachen Mannes aus diesem Volk. Ein paar arme Gewandstücke — mehr besaß der Herr des Himmels und der Erde nicht von den Dingen dieser Erde — waren es, in denen er die heißen, staubigen und steinigen Wege Palästinas ging. Harte, mühevolle Wanderwege, die Wege des guten Hirten. Den Kreuzweg.

Nur wenige Male ist in der hl. Schrift die Rede von der Gewandung des Herrn. Namentlich ist nur der Leibrock erwähnt und zwar beim Evangelisten Johannes (19, 23—24): Nachdem die Soldaten Jesum gekreuzigt hatten, nahmen sie seine Kleider und machten vier Teile daraus (für jeden Soldaten einen Teil) und den Rock. Der Rock aber war ohne Naht, von oben durchaus gewebt. Da sprachen sie zueinander: „Wir wollen diesen nicht zerschneiden, sondern das Los darüber werfen, wessen er sein soll."

Das ist der Rock, getränkt mit dem Erlöserblut; das sind die Kleider, von denen es im Markusevangelium von der Verklärung Christi auf dem Berge Tabor (9. 2.) heißt: „Seine Kleider wurden glänzend und überaus weiß, so wie kein Walker auf Erden weiß machen kann." Da waren jene schlichten irdischen Kleider des Menschensohnes, die Staub und Schweiß langer schwerer Wandertage aufgefangen hatten, in denen er so viele Werke und Wunder seiner göttlichen Erlöserliebe getan, durchstrahlt von der Gottherrlichkeit seines verklärten Leibes. —

„Wenn ich nur den Saum seines Gewandes berühre, werde ich gesund", glaubte und dachte die Frau im Evangelium, die seit zwölf Jahren an einer Blutkrankung litt, trat (8, 44—48) von rückwärts herzu und berührte den Saum seines Kleides, und sogleich stand der Fluß ihres Blutes. Und Jesus sprach: „Wer hat mich angerührt?" Da nun alle es verneinten, sprach Petrus und die mit ihm waren: „Meister, die Scharen drängen und drücken dich, und du sprichst: Wer hat mich angerührt?" Jesus aber sprach: „Es hat mich jemand angerührt, denn ich weiß, daß eine Kraft von mir ausgegangen ist." — Da nun das Weib sah, daß es nicht verborgen blieb, kam sie zitternd, fiel ihm zu Füßen und entdeckte es vor allem Volke, warum sie ihn angerührt habe, und wie sie sogleich geheilt worden sei. Jesus aber sprach zu ihr: „Tochter, dein Glaube hat dir geholfen! Geh hin in Frieden!"

„Dein Glaube hat dir geholfen!" sagte der Herr. Glauben und Vertrauen suchte er. Und so heilte und führte er zum Frieden, alle, die sich ihm mit gläubigem Vertrauen nahten.

Glauben und Vertrauen — Christus sucht und verlangt es auch heute noch. Und vergilt und belohnt es auch heute noch. Glauben und Vertrauen. — Die kranken Menschen, die damals, als er noch sichtbar auf Erden wandelte, sein Kleid berührten, um geheilt zu werden und geheilt wurden, diese Menschen hatten Glauben und Vertrauen.

Und die kranken Menschen, deren wunderbare Heilung bei der Ausstellung des verehrungswürdigen Kleides unseres Herrn und Heilandes im Jahre 1891 in Trier erfolgte, diese Menschen hatten bestimmt Glauben und Vertrauen und kindliche Hingebung an den Willen Gottes. „Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein —" an diese Worte des Evangeliums muß man unwillkürlich denken, wenn man von den Wundern und wunderbaren Gnadenerweisen liest, mit denen Gott der Herr bei dieser letzten Ausstellung und Verehrung des hl. Rockes eine Anzahl Menschen beglückte.

„Es hat dem Herrn gefallen, während der Ausstellung des hl. Rockes durch viele auffallende Heilungen seine Allmacht zu offenbaren und dadurch den Glauben der frommen Pilger zu belohnen", heißt es im Vorwort des Buches: „Wunder und göttliche Gnadenerweise bei der Ausstellung des hl. Rockes in Trier im Jahre 1891, aktenmäßig dargestellt von Dr. Michael Felix Korum, Bischof von Trier." Im ersten Teil dieses Buches werden nur Heilungen aufgezählt, die von der derzeitigen Prüfungskommission als unzweifelhafte Wunder erklärt worden sind. Zeugnisse und Gutachten von Aerzten und geistlichen Behörden sind den Berichten beigedruckt. Da lesen wir über Heilungen von Blindheit, Lähmungen, Krebs, Gicht, Epilepsie. In all diesen Berichten aber klingt immer wieder der Grundakkord auf: „Glaube, Demut und Vertrauen." Wie schön z. B. in dem Gebet jenes vierzehnjährigen blinden Mädchens, das beim Anrühren des hl. Gewandes also betete: „O gekreuzigter Heiland, der du in diesem hochheiligen Kleid so viel Schweiß und Blut, auch für mich, vergossen hast, der du so vielen Menschen in deinem irdischen Wandel und in diesen Tagen durch Berührung dieses deines Kleides geholfen hast, du kannst auch mir helfen, wenn du willst. Hilf mir, Herr! Sei mir barmherzig, verzeih mir meine Sünden!"

Und der Herr half. „Vater, ich kann sehen!" sagte das Kind auf einmal zum Vater, der mit ihm war, als sie die Steintreppen des Domes hinabstiegen. Dieses ereignete sich am 1. Oktober 1891 abends zwischen 9 und 10 Uhr.

Glaube, Demut, vertrauensstarkes Gebet — dieser mächtige Grundakkord, den dieses Kind anschlug, rief und ruft zu allen Zeiten Gnaden vom Himmel herab. Wirkt Wunder.

Gestern, heute und in Ewigkeit derselbe Christus. (Hebr. 13, 8.)